



Leseprobe aus: Miralles, Retrum, ISBN 978-3-407-74424-1

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74424-1>

## EIN HANDSCHUH IM SCHNEE

Das erste Mal hörte ich die Stimme eines Abends im Winter.

Es hatte gerade angefangen, dunkel zu werden, und ich war die Anhöhe zum Dorffriedhof hinaufgestiegen, die ganz fein mit Schnee bedeckt war. In ein paar Tagen würden die Weihnachtsferien zu Ende sein, worauf ich mich schon fast freute, denn ich war die langweiligen Familientreffen langsam leid. Auf meinem Weg war mir keine Menschenseele begegnet und im Schnee konnte man nur die Spuren der Vögel entdecken, die nun krächzend am dämmerigen Himmel vorbeizogen.

Ich wusste, dass der Friedhof zu dieser Stunde nicht geöffnet hatte, aber das war mir ganz recht, ich wollte alleine sein und mir gefiel die Aussicht, die man von dort über das Mittelmeer hatte.

Angelehnt an die Friedhofsmauer, beobachtete ich gedankenversunken ein Boot in der Ferne, als plötzlich hinter mir Gesang ertönte – mein Herz setzte einen Schlag aus, ich hielt die Luft an und lauschte angespannt –, auf dem Friedhof war jemand ... die Stimme klang traurig, unglaublich zart, überirdisch schön, wie aus Glas. Ein Schauer lief mir über den Rücken, während ich versuchte, die Worte zu verstehen.

*Sun was hiding into the clouds  
Black birds flew over the graveyard  
I was feeling half dead inside  
Without knowing you were half alive*

Aus meiner Anspannung war mittlerweile Angst geworden und ich schrie, so laut ich konnte: »Wer, zum Teufel noch mal, ist da?«

Sofort verstummte das Lied.

Ich rannte zum verschlossenen Friedhofstor, konnte aber die Stelle, von wo die Stimme gekommen war, nicht sehen. »Ist da jemand?«, rief ich wieder. Vielleicht war ja aus Versehen ein Kind eingeschlossen worden.

Aber niemand antwortete – alles blieb still, nur der Wind war zu hören. Unterdessen begann sich die Nacht wie ein schwerer Vorhang hinabzusenken.

Ich war hin- und hergerissen zwischen Angst, Ratlosigkeit und Neugier, aber ich konnte ja nicht die ganze Nacht hier draußen verbringen, also entschied ich mich, nach Hause zu gehen.

Ich begann, langsam wieder ins Tal hinunterzusteigen, wobei ich aufpassen musste, nicht auf dem gefrorenen Schnee auszurutschen. Es war kalt und mit jedem Schritt den ich tat schien mir die Situation von eben unwirklicher. So ein Quatsch, ich hatte mir das sicher alles nur irgendwie eingebildet, da war niemand – kein Mensch und ganz sicher auch kein Geist.

Ich war nur ein paar Meter weit gekommen, als das gespenstische Lied erneut erklang – vielleicht wurde es durch

den Wind verstärkt, der den Abhang herabwehte, denn die Stimme war klar und deutlich zu verstehen. Der Gesang war diesmal jedoch tiefer und rauer, als wäre es plötzlich der eines Mannes.

*Why are you alone in here  
So far and near?*

So schnell ich konnte, lief ich weiter, auch auf die Gefahr hin, zu stolpern und zu stürzen, und ich hielt nicht an, bis ich die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatte.



In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen, das Lied wollte mir einfach nicht aus dem Kopf gehen, und so machte ich mich am nächsten Morgen, gleich als es hell wurde, wieder auf den Weg zum Friedhof. Ich kam gerade dort an, als der Friedhofswärter das Tor aufschloss.

Schnee und Reif reflektierten die Strahlen der Sonne, sodass die Gräber und Grabsteine in einem geisterhaften Glanz erstrahlten. Zu dieser frühen Stunde war ich der einzige Besucher auf dem Friedhof.

Ich blieb in der Nähe der Mauer stehen, wo ich gestern den geheimnisvollen Gesang gehört hatte. Es waren keinerlei Fußspuren auf den Wegen zwischen den Gräbern zu erkennen, aber es konnte natürlich auch sein, dass sich über Nacht eine neue Schneeschicht darübergelegt und sie verdeckt hatte. Ich wollte den kleinen Friedhof schon ver-

lassen, als etwas Dunkles auf einer Grabplatte meine Aufmerksamkeit erregte.

Neugierig beugte ich mich darüber. Im Schnee lag ein langer, eleganter schwarzer Handschuh. Ich hob ihn auf. Er verströmte einen zarten Duft, er konnte also noch nicht sehr lange hier liegen. Höchstens eine Nacht ...

Während ich den Handschuh zusammenrollte, um ihn in meine Tasche zu stecken, wurde mir klar, dass er der unbekanntesten Stimme gehören musste, also doch ein Mädchen – auf dem Nachhauseweg hatte ich mich wohl verhört oder der Wind hatte mir einen Streich gespielt. Vielleicht hatte gestern ja eine Sängerin auf dem Friedhof geprobt und war eingeschlossen worden ... Aber ich war doch heute der Erste gewesen, der den Friedhof betreten hatte, und da war niemand zu sehen gewesen, keine Menschenseele. Das Rätsel ließ sich nicht lösen, vorerst war alles, was mir blieb, der schwarze Handschuh.

Es würden Monate vergehen, bevor – mit dem Schmelzen des Schnees – die Auflösung zum Vorschein kommen sollte.





# ERSTER TEIL

## DIE BLÄSSE





## DER SCHWARZE SONNTAG

*Man sollte nur den Tod glücklicher Menschen betrauern,  
also nur den von sehr wenigen.*

GUSTAVE FLAUBERT

Teià ist ein 6 000-Seelen-Dorf und Teil des sogenannten »Goldenen Dreiecks« an der Costa del Maresme. Es hat sich dadurch, dass viele Städter aus Barcelona hierher aufs Land gezogen sind, zu einem recht wohlhabenden Dorf entwickelt.

Auch meine Eltern gehören zu den Zugezogenen, die ihre Wohnung in der Stadt gegen ein Haus mit zwei Etagen und einem kleinen Garten eingetauscht haben, weil sie sich dadurch ein besseres Leben erhofften – eine schöne, heile Welt –, und so war es auch, bis eine schreckliche Katastrophe diese heile Welt in tausend Stücke zerbrechen ließ.

Obwohl Teià nur zwanzig Kilometer von Barcelona entfernt liegt, hat es sich, vielleicht aufgrund seiner Lage hoch oben im Gebirge, seine Abgeschlossenheit bewahrt – selbst die Schnellstraße endet hier. Die Bewohner leben zurückgezogen und ich muss zugeben, dass mir dieses Einsiedlerleben inzwischen richtig gut gefällt, obwohl ich vor der Katastrophe noch nicht so gedacht habe.

Wir zogen nach Teià, als ich vierzehn war, und ich hielt mich für etwas Besseres – für einen supercoolen Typen aus der Stadt eben. Dass es im Dorf noch nicht einmal ein Kino gibt und auch nur ein einziges Lebensmittelgeschäft, war für mich ein regelrechter Schock. Von den wenigen Bars und Bistros in Teià hielt ich mich fern, denn ich wollte so wenig wie möglich mit den Einheimischen zu tun haben. Um es einfacher auszudrücken: Mein neues Zuhause ödete mich an, ich starb fast vor Langeweile.

Und dann geschah das Unfassbare. An jenem unheilvollen Sonntag im Sommer waren meine Eltern am Strand, während Julián – mein Zwillingsbruder – und ich mal richtig ausschlieften. Es war fast schon ein Uhr mittags, als wir im Esszimmer saßen und frühstückten.

Wir waren keine eineiigen Zwillinge, aber unsere äußere Ähnlichkeit war offensichtlich, obwohl unsere Charaktere nicht unterschiedlicher hätten sein können. Während ich den Ruf eines Zynikers und Individualisten hatte, war Julián die gute Seele der Familie. Er verbrachte seine Zeit damit, allem und jedem zu helfen. Die Langeweiler und Nervensägen dieser Welt, um die jeder sonst einen großen Bogen machte, fanden in Julián einen Freund.

Wenn ich seine Einstellung, seine Gutmütigkeit kritisierte – denn es ärgerte mich, dass so viele meinen Bruder ausnutzten –, antwortete er immer nur, dass es eben seine Aufgabe sei, anderen zu helfen. Hätte es diesen schwarzen Sonntag nicht gegeben, wäre er wohl als Missionar nach Indien oder ein ähnliches Land gegangen und hätte sich dort um Hilfsbedürftige gekümmert. Er war dafür geboren.